



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Klabunkerstraße : Roman : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

neue Übersetzung des Faust schenken. Von seiner Formenkunst dürfte man wohl vortreffliches erwarten. Sei es nun Kofstand oder ein anderer, dem es beschieden sein wird, die reiche Mühe so mancher Vorgänger zu krönen — sollte er wie die meisten seiner Landsleute mit der deutschen Sprache auf gespanntem Fuße stehen, so wird ihm Fräulein Paquelin's Arbeit eine sehr wertvolle Hilfe sein.

Dieses künftigen also wollen wir warten. Zunächst aber freuen wir uns, daß die Franzosen nun aufs neue in so trefflicher Weise auf den Faust hingewiesen werden. Zur Zeit arbeitet Fräulein Paquelin, wie wir schon sagten, auch an der Übertragung des zweiten Teils, dem die frühern vier Übersetzer gar zu viel schuldig geblieben sind. Man darf gespannt darauf sein, wie sie diese weit schwierigere Hälfte ihrer Aufgabe bewältigen wird. Zumal nach dem Erscheinen des zweiten Teils, der in Frankreich so gut wie völlig unbekannt ist, werden nach dem Lesen der Übersetzung oder gar, dadurch angeregt, nach dem Studium des Urtextes hoffentlich viele Franzosen mit Staunen erkennen, daß im Faust doch ganz etwas anderes beschlossen liegt, als das jämmerliche Libretto ahnen läßt, zu dem Gounod eine so schöne Musik geschrieben hat.

Anton Kippenberg



## Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

10



U n der Klabunkerstraße zu Hamburg sah es im September nicht viel anders aus als im Juli. Es war allerdings nicht so staubig und heiß; wenn Tiras jetzt mit dem Milchkarren kam, dann brauchte er die Zunge nicht mehr ganz so lang aus dem Halse hängen zu lassen. Die wenigen Sträucher in Madame Heinemanns Garten hatten schon längst ihre Blätter verloren, und was hier und dort sonst noch seine Zweige ausbreitete, war schwarz von Kohlenstaub. — In diesem Jahre schien die Herbstsonne mit großer Beständigkeit, und um die Mittagszeit saßen Zella und Irmgard noch oft in Madame Heinemanns Garten, sprachen mit dem Milchmann, oder mit Tante Rosalie, oder halfen im Laden.

Zella ist gräsig klug! sagte Madame Heinemann zu ihrer Schwester, und diese nickte ernsthaft.

Es erscheint mir auch. Wir wollen hoffen, daß es so bleibe.

Mamsell Drümpelmeier sprach immer etwas gewählt, selbst jetzt, wo sie, wie sie es ausdrückte, in Ansehung lebte. Seit dreißig Jahren hatte sie tagtäglich, mit Ausnahme der Feiertage, genäht, gestickt und auch gestickt. Nun wollten die Augen nicht mehr.

Pausieren! sagte der freundliche Augenarzt, der sie genau untersuchte. Sie müssen aufs Land, liebes Fräulein, und Blumen pflücken.

Rosalie Drümpelmeier seufzte.

Herr Doktor, wenn es erlaubt ist zu sagen, so habe ich keine Bekanntschaft auf dem Lande. Und dann auch — ihr feines, faltiges Gesicht rötete sich.

Der Doktor verstand sie.

Sie können den Verdienst nicht entbehren?

So ist es, Herr Doktor.

Nun empfahl er ihr vor allen Dingen Schonung und Vorsicht; aber Rosalie merkte an seinem Gesicht, daß er ihr wenig Hoffnung gab, auf diese Weise das Augenlicht zu erhalten. Von nun an machte sie sich doch gelegentlich von der Näharbeit frei, saß im Garten und spielte mit Elisabeths Kindern. Im Sommer ging das auch; aber wenn der Winter jetzt kam mit seiner Kohlenrechnung, seinem Petroleumverbrauch, dann mußte Rosalie wieder mehr verdienen.

Mit ihrer Schwester sprach sie nicht über ihre Sorgen; aber als sie einmal Elisabeth geholfen hatte, die Kinder zu Bett zu bringen, kam es über sie, daß sie laut aufweinte. Und dann sprach sie sich aus.

Wenn ich nur nicht blind werde, Frau Wolfenradt!

Die junge Frau tröstete sie in ihrer ruhigen Weise, und während sie sprach, sah Rosalie in das feine, schmal und ernsthaft gewordne Gesicht.

Nehmen Sie meine Trübsal nicht übel, Frau Wolfenradt. Sie haben auch Ihr Teil zu tragen, und Sie quälen keinen Menschen damit!

Elisabeth mußte ihr Teil tragen. Wolf hatte seit Wochen nur die flüchtigsten Karten geschrieben, und alle ihre Fragen ließ er unbeantwortet. Jeden Tag bekam Elisabeth beim Anblick des Briefträgers Herzklopfen, und jeden Tag wurde sie enttäuscht. Und wenn eine Karte kam, war die Enttäuschung fast noch bitterer. Niemals ein Wort der Liebe, des Trostes, der Sehnsucht. Ich bin gesund, du hoffentlich auch! Das war alles.

Manchmal kam eine lähmende Angst über die junge Frau; dann aber warf sie den Gedanken weit von sich. Nein, Wolf war gut; er konnte sie nicht verlassen — er hatte sie doch geliebt; und die Liebe verging nicht.

Wenn Elisabeth zu Herrn Müller ging, lag oft die Klabunkerstraße im Sonnenschein. Die spitzen Giebel ihrer Häuser steckten die Köpfe zusammen, und vom Hafen her klang das Pfeifen der Schiffe. Bei Herrn Müller stand jetzt oft ein Fenster offen; er aber saß in der dunkelsten Ecke und empfing seine Vorleserin mit unfreundlichem Brummen.

Die junge Frau konnte sich schwer an seine Art gewöhnen; aber die vier Mark täglich vermochte sie nicht zu entbehren. Besonders jetzt nicht, wo sie wußte, daß sie bald eine Zeit lang nichts verdienen würde. Sie gab jetzt auch in der Familie eines Krämers abends Nachhilfestunden; aber die Kinder waren wild und unartig und machten sie nervös.

An einem Montagmorgen schalt Herr Müller mit ihr. Er ließ sie jetzt Bücher aus der Leihbibliothek vorlesen, und sie hatte den zweiten Band eines fesselnden Kriminalromans nicht erhalten können. Dazu kam am Montag keine Zeitung, und Herr Müller saß also auf dem Trocknen.

Wenn Sie sich nicht mehr Mühe geben, werde ich mir eine andre Vorleserin suchen! sagte er zornig.

Der Band war doch nicht vorrätig, entschuldigte sich Elisabeth.

Schweigen Sie! Sie lügen ja doch nur! Alle Frauen lügen!

Herr Müller —

Sie sind entlassen! schrie er sie an. Meinen Sie, daß Sie mir widersprechen dürfen?

Entlassen. Elisabeth saß am offenen Fenster der dunkeln, hohen Stube, und die spitzen Giebelhäuser tanzten vor ihren Augen auf und nieder. Entlassen. Keine vier Mark täglich mehr. — In der Ferne stieg ein Gespenst vor ihr auf, mit hungrigen Augen und wimmerndem Munde.

Langsam ging Elisabeth die Treppen hinunter. Herr Müller rief hinter ihr her; sie hörte es nicht. Sie ging über die Straße in ihre Terrasse. Die Kinder waren nicht da; sie saßen im Gärtchen der Frau Heinemann; sie sollte sie erst um zwölf Uhr holen.

Mit einer gewissen Neugierde setzte sie sich und sah sich in ihrem Zimmerchen um. Wie lange noch würde das kleine Sofa an seiner Stelle stehn, die Stühle,

der Schrank, und hinten im Schlafzimmer die Betten der Kinder? Sie kannte schon das Pfandhaus und den schlechtgekleideten Mann, der an den Etagentüren klingelte und Bettzeug und Wäsche kaufen wollte. Er gab nach seiner Versicherung die besten Preise. Und sie sah das Zimmer leer werden und ihre Kleinen immer blässer und hungriger. Bis ganz zuletzt —

Sie wohnen schrecklich hoch, Frau Wolfenradt! sagte Herrn Müllers brummige Stimme. Er war ihr nachgegangen bis in ihr Zimmer, und hier, bei den kleinen Leuten, gab es keine verschlossenen Haustüren.

Schrecklich hoch! wiederholte er, während er sich setzte und sich umsaß. Warum sind Sie so empfindlich, Frau Wolfenradt? Wer für Lohn arbeitet, darf nicht empfindlich sein.

Sie haben mich entlassen, erwiderte Elisabeth müde.

Er rückte an seiner blauen Brille und nahm sie endlich ab.

Den andern Vorleserinnen mußte ich ein duzendmal kündigen, ehe sie überhaupt wegblieben. Sie dagegen rennen davon, als wäre der Böse hinter Ihnen. Wer ist der Mann?

Herr Müller zog Wolfs Bild zu sich und betrachtete es. Es hatte ein neues Glas erhalten; aber es war ein billiges, das die Züge der Photographie nicht veredelte.

Es ist ein Bild meines Mannes.

Prüfend schob Herr Müller das Bild hin und her.

Also das ist er, Rosalie Drümpelmeier hat mir von ihm erzählt. Er ist ein vornehmer Herr, und ist auf Reisen gegangen. Vornehme Herren gehn manchmal auf Reisen.

Ich erwarte, daß mein Mann bald heimkehren wird! sagte Elisabeth mit Fassung.

Heimkehren? Herr Müller sah sich in dem einfach eingerichteten Zimmerchen um. Glauben Sie wirklich, daß dieser vornehme Herr die Paulinenterasse oder die Klabunkerstraße seine Heimat nennen wird?

Wieder betrachtete er das Bild.

Er hat einen schwachen Mund. Solche Lippen können von Liebe sprechen; aber wenn dann der Sturm kommt — der Sturm — Er wiederholte das Wort, und sein Gesicht wurde düster. Ich habe eine Frau gekannt, die lief ihrem Manne davon, weil ihr gesagt worden war, er hätte gestohlen. Er hatte es nicht getan. Er war ehrlich; und der Spitzbube, der dem Weibe ins Ohr flüsterte: Komm mit mir, dein Mann ist ein Dieb, der war der Schuldige!

Langsam legte er das Bild aus der Hand und setzte sich schwerfällig.

Gerade in diesen Tagen ist es zwanzig Jahre her, daß meine Frau mir davongelaufen ist. Mit einem Manne, dem ich wohlgetan hatte. Sein Dank war, daß er mich verleumdete und meines Weibes Herz vergiftete. Noch heute steht er geachtet da; und der Frau, die mir die Treue brach, geht es gut an seiner Seite. Das ist die Gerechtigkeit im wirklichen Leben, und deshalb glaube ich nicht an sie. Aber in Büchern wird der Verbrecher bestraft. Er wird geköpft, gehängt, oder er sitzt im Gefängnis. Und wenn die Welt sein Verbrechen nicht bestraft, dann bestraft er sich selbst und kann die ganze lange Nacht nicht schlafen. Deshalb liebe ich die Bücher mit den Verbrechergeschichten. Der Böse wird in ihnen gepeinigt; in der Wirklichkeit aber ist es anders. Ich verlor alles, was ich lieb hatte, und hatte kein Unrecht getan; aber ich liege Nachts wach im Bett und wünsche mir den Tod!

Er schwieg und sah Elisabeth an. Sie wußte nichts zu sagen, als daß sie seine Hand faßte.

Man muß Geduld haben! sagte sie endlich.

Er lächelte bitter.

Zwanzig Jahre lang habe ich Geduld gehabt und auf die Bestrafung der Grenzboten I 1904

beiden gewartet. Aber sie kommt nicht. Sie sind glücklich, und ich bin elend. Ich heiße der langweilige Herr Müller, und sie werden vielleicht unterhaltsam und fröhlich genannt.

Glauben Sie wirklich, Herr Müller, daß es ein Glück gibt, das auf dem Unglück andrer erbaut ist?

Er lächelte finster.

Am eignen Leibe habe ich es erfahren! Zwanzig Jahre! Hören Sie nicht? Vor zwanzig Jahren lief meine Frau mir davon, und noch lebt sie glücklich mit ihrem Verführer! Wo ist da Gottes Gerechtigkeit?

Ehe Elisabeth antworten konnte, öffnete sich die Tür, und Zella erschien auf der Schwelle.

Mutti, Onkel Louis sagt, du bist hier. O, Mutti, er hat nicht gelogen!

Sie zog Irmgard hinter sich her und blieb dann überrascht vor Herrn Müller stehn.

Dich kenne ich aber gar nicht!

Ich dich auch nicht! erwiderte er unfreundlich.

Das ist Herr Müller, dem ich immer vorlese.

Der langweilige Herr Müller? Zellas Augen strahlten. Ach, bitte, Herr Müller, wie kommt es, daß du immer so langweilig bist?

Wie kommt es? plapperte Irmgard nach und legte ihr fettes Händchen auf sein Knie.

In sein gefurchtes Gesicht kam es wie ein Lächeln. Dann stand er auf.

Frau Wolfenradt, ich will Sie nicht länger aufhalten, und morgen kommen Sie zum Vorlesen!

Als er gegangen war, fand Elisabeth in ihrem Nähkörbchen die vier Mark, die sie mit Vorlesen heute verdient haben würde, und eine Quittung war ihr nicht abverlangt worden.

Nachdenklich stand Elisabeth vor dem Bilde ihres Mannes. Hatte er wirklich einen so schwachen Mund?

Als sie am andern Tage zu Herrn Müller kam, saß er wieder unbeweglich in seiner Sofaecke, und da der zweite Band des Romans angelangt war, so konnte Elisabeth mit frischen Kräften an die Arbeit gehn.

Nach einer Stunde aber gebot Herr Müller ihr Einhalt.

Nun erzählen Sie etwas von sich und Ihren Kindern! befahl er. Ich fürchte, im Buch geht doch nicht alles so, wie es sein müßte.

Die junge Frau kam in Verlegenheit. Sie war nicht gewohnt, von sich zu sprechen, und hatte wenig Zeit, an sich zu denken. Aber dann empfand sie Mitleid mit dem einsamen Manne in seinen zornigen Gedanken. Stockend begann sie zu berichten. Von ihrer Kindheit, ihrer Mutter, der sorglosen Jugendzeit und ihrer Liebe. Sie sprach leise, halb entschuldigend; dann, als sich ihre Gedanken der Vergangenheit zuwandten, kamen die Worte schneller, eifriger. Sie vergaß, wer ihr zuhörte, und es war wie eine Aussprache. Es war ihr, als wäre sie allein in dem dunkeln Zimmer, und nur Gott hörte von dem, was in den Tiefen ihrer Seele an Trauer und Sehnsucht ruhte. Die Uhr schlug zwölf. Elisabeth vernahm es nicht; aber Herr Müller stand plötzlich vor ihr und legte ihr Honorar vor sie hin.

Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen! sagte er kurz. Sonst warten die Kinder zu lange mit dem Essen!

Als Elisabeth vor ihrer Wohnung angelangt war, dachte sie halb im Traum darüber nach, was Herr Müller gehört und was er vielleicht nicht gehört hätte; aber da stand Alois Heinemann mit seinem lachenden, sorglosen Gesicht vor ihr. Er nahm den Hut vom Kopf.

Gnädige Frau, heute Mittag zwei Uhr Rendezvous an der Sankt Pauli-Landungsbrücke! Mit Kind und Kegel!

Er machte noch eine Verbeugung und lief dann davon, während seine Mutter kopfschüttelnd hinter ihm herkam.

So ist er nu, Frau Wolfenradt. Gleich muß er Unsinn machen und kann kein vernünftiges Wort sagen. Wo er ein Bild von meinem Apfelbaum gemalt und for einhundertundfufzig Mark verkauft hat. Ist es zu denken? Den lumpigen Apfelbaum in mein Garten, for den mich der Tischler mal drei Mark geboten hat, und denn sagt er, hätt er Schaden bei, und Louis kriegt for son Bild einhundert- undfufzig!

Sie schüttelte den Kopf, strahlte aber doch vor Freude.

Nu sollen wir ja alle nach Blankenese, Frau Wolfenradt. Mitn Stader Dampfer, und denn Kaffee bei Sagebiel. Kuchen nehmen wir mit in ne Tüte. Louis wollte es nich; ich aber sag: Mein besten Jung, verschwenden kannst noch immer. Ist nich wahr, Frau Wolfenradt? Sie aberß müssen mit von die Partie sein, und die klein süßen Görens. Die Zimmertüren werden abgeloßen, und bei mich kommt ein Zettel: Wegen Inventuraufnahme geschlossen. Ich hab ihm gedruckt. Weil daß ich einmal im Jahr in der Natur gehe. Aberß Inventur klingt feiner!

Elisabeth war nicht in der Stimmung, eine Vergnügungsfahrt zu machen. Aber sie dachte an ihre Kinder, und wie glücklich die sein würden, einmal auf einem Schiff zu fahren. Die Sonne schien warm, und die Herzen der Menschen, die sie einluden, waren noch wärmer.

Um zwei Uhr glitt sie mit ihren Kindern aus dem Hamburger Hafen. Madame Heinemann hatte ein altes schwarzes Kleid an, das aber ihr bestes war, und hatte die Hände über einem Korb gefaltet, der Butterbröte und Kuchen barg.

Hundertundfufzig Mark! sagte sie zu Rosalie, die neben ihr saß. Kann man das for alten Appelbaum geben?

Hedwig, es gibt noch höhere Preise für Bilder. In der Familie Herzlich haben sie ein Gemälde, das tausend Mark gekostet haben soll.

Nu ja, Herzlichs sind auch Senators gewesen. Bei so Herrschaftens wunder ich mir über niz, aberßen bei Louis — ach Rosalie, wenn er man bloß nich übermütig wird!

Zella lief jubelnd auf dem Schiff umher; Elisabeth aber hatte sich etwas abseits gesetzt und hielt Jrmgard auf dem Schoß. Die Kleine schlief bald ein, und ihre Mutter sah die Elbufer an sich vorbeigleiten. An der einen Seite die hochragenden Häuser, die Kirchen mit dem grünen Dach, an der andern Seite die sanft verschwimmenden Hügel Hannovers. Auf und neder glitten die Schiffe, die Dampfer, die Segler; leise gluckte das Wasser am Kiel, und der Wind rauschte im Sonnensegel. Wie war doch die Welt so lieblich und voll Sonnenschein. Elisabeth schloß die Augen. Da sah sie Herrn Müllers finsternes Gesicht vor sich und hörte seine Stimme.

Der Mann dort auf dem Bilde hat einen schwachen Mund!

Mois war oben auf der Kommandobrücke gewesen, nun kam er herunter und setzte sich neben die junge Frau.

Ist die Welt nicht schön? fragte er. Sehen Sie dort den Fischerwer mit seinem roten Segel mitten auf dem blauen Wasser? Und dahinter der schwarze Dampfer. Fein, fein. Und er schlug in die Hände vor Entzücken.

Sie sah mit einem leisen Neidgefühl in sein strahlendes Gesicht. Er war nicht viel jünger als sie, und es war, als könnten ihm die Sorgen des Lebens nichts anhaben.

Famoses Glück! plauderte er weiter. Daß der Herr Moritz mein Bild im Ladenfenster sehen und gleich kaufen muß! Fritz Feddersen sagt auch, so etwas passiert einmal in hundert Jahren!

Er griff in die Tasche und spielte mit Silbergeld.

Wie klingt das? erkundigte er sich lustig. Sollte man nicht denken, ich

wäre ein feiner Herr? und nicht ein armer Teufel, der Porzellantassen fürs Geschäft malt?

Sie sollten nur recht viel Bilder mehr malen, Herr Alois!

Er machte ein krauses Gesicht.

Mein Professor sagt's auch. Heute habe ich ne Paule gekriegt. Heinemann, sagt er, Sie müssen fleißiger werden, mehr nachdenken. Sitzfleisch, Sitzfleisch! Und dann mal nach München und Paris. Sehen müssen Sie lernen und die Augen aufmachen! — Aber immer fleißig sein, ist scheußlich schwer!

Weiter glitt das Schiff den Elbstrom hinunter, und plötzlich begann eine Drehorgel zu spielen. Ein schwermütiges Lied, das wie geschaffen schien für den Herbstsonnenschein, der schon an die Nähe des Winters gemahnte.

Alois kimperte wieder mit seinem Gelde. Dem alten Stelzfuß gebe ich auch ne Mark. Ich hab's ja, und Mutter hat fünfzig gekriegt für ihre Zinszahlung im Oktober. Großartig, nicht wahr? Ich unterstütze meine Familie.

Und wieviel hat Friß Feddersen bekommen? erkundigte sich Elisabeth lächelnd.

Nur zehn Mark, Frau Wolfenradt. Er hatte mir doch den Rat mit dem Bild gegeben, das ich in das Ladenfenster hängen lassen sollte, und eigentlich hatte er zwanzig Mark verdient. Aber er hat mich geärgert.

Womit denn?

Alois zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete.

Weil er etwas dummes gesagt hat. Er behauptet, ich müßte mir eine unglückliche Liebe zulegen, eine furchtbar unglückliche — dann würde ich besser malen können. Und auch fleißiger werden. Dumm, nicht wahr? Unglückliche Liebe! Er schüttelte sich in komischer Abwehr. Die gibts nur in Romanen, und Romane lese ich nicht!

Nun waren sie in Blankenese bei Sagebiel. In dem Wirtshaus mit der Terrasse und den großen Bäumen, wo man weit auf den Fluß hinausieht — so weit, daß man ihn für das Meer halten könnte. Jella kletterte auf einen Stuhl und richtete die Augen in die Ferne, wo weißbeschwingte Segler dem großen Wasser zustrebten.

Mutti, ist da der Himmel? fragte sie, ihre Hände zusammenlegend.

Es war eine lustige kleine Gesellschaft. Alois bestellte mit großer Wichtigkeit Kaffee und Milch. Madame Heinemann packte ihren Korb aus, und sogar Rosalie wurde vergnügt und freute sich über alles. Dann, nach dem Kaffee, trug Alois Jrmgard hinunter an den Strand, damit sie in dem weißen Sand spiele; die andern folgten; nur Elisabeth blieb oben, unter dem Schatten der Bäume sitzen. Leise kam der Wind von Westen, und auf dem Fluße hob sich das Wasser. Die Flut setzte ein, und wo eben noch eine Sandbank gewesen war, spielten die Wellen.

Viele einzelne Gruppen von Besuchern saßen auf der Terrasse. Einige aßen zu Mittag, andre tranken Kaffee oder Bier; einige kamen, andre gingen; es war ein beständiger Verkehr.

Neben dem Tisch, an dem Elisabeths Gesellschaft gegessen hatte, war vorhin noch ein leeres Plätzchen gewesen; jetzt saßen zwei Damen dort, die lebhaft miteinander sprachen. Beide mochten Anfang der Dreißiger sein, waren mit einfacher Eleganz gekleidet und mußten, ihrer Sprache nach, zu der vornehmen Gesellschaft gehören. Es schienen zwei Freundinnen zu sein, die sich zufällig auf der Reise getroffen und nun zusammen eine Fahrt nach Blankenese gemacht hatten. Sie lachten über gemeinsame Pensionserinnerungen, über Lehrer und Lehrerinnen, sprachen über Schulgeschichten und unterhielten sich vortrefflich.

Elisabeth hörte ihnen zuerst halb aus Zerstreuung, dann mit einer leisen Behmut zu. Mit wirklich gebildeten Menschen war sie lange Zeit kaum in Berührung gekommen; aus dieser Unterhaltung wehte sie eine andre Luft an, als die aus der Klauunkerstraße und der Paulinenterrasse, und es kam über sie die Sehnsucht nach Schultagen und Kinderglückseligkeit.

Und jetzt warst du im Damenstift, Lolo? fragte die eine Freundin. Lebt denn deine alte Tante Amalie noch?

Ja, gewiß; sie lebt und wird sicherlich noch lange leben. Aber sie ist mit dem Alter verdrießlich geworden. Früher pflegte ich bei ihr zu wohnen, und sie war dann recht nett mit mir; jetzt war es ganz selbstverständlich, daß ich mit Elsie bei meiner Schwägerin Asta wohnte. Diese ist gleichfalls Stiftsdame geworden und hat ihren Wohnsitz im Kloster aufgeschlagen.

Sprachst du früher nicht davon, daß du deine Tante beerben wolltest?

Über das feine Gesicht der andern flog ein Ausdruck der Verlegenheit.

Ach, Ria, erinnere mich nicht an alte Zungenjünden. Wenn Elsie das hörte, was ich alles früher gesagt habe, würde sie mich aufgeben; und das wäre schrecklich, denn sie arbeitet mit Erfolg an meinem inwendigen Menschen. Sie hat auch bewirkt, daß Tante Amalie und ich nicht wie zwei Feinde auseinander gegangen sind, sondern uns lieben, wie es sich für Verwandte gebührt. Ich denke nicht mehr ans Erben, denn Tante Amalie wird mich natürlich überleben.

Die Freundin sah lächelnd in das lebhafteste Gesicht der Sprecherin.

Und dein Schwager Wolf? Hat er wirklich eine schlimme Heirat gemacht? Der arme Kerl! Früher sind wir so lustig miteinander gewesen!

Ja, die Heirat ist wohl schlimm gewesen. Nachdenklich spielte Baronin Lolo mit ihrem Kaffeelöffel. Seine Schulden waren vielleicht noch schlimmer. Immerhin scheint sich jetzt alles zum besten kehren zu wollen.

Ist die Frau tot?

Das nicht. — Jedoch, es gibt ja andre Wege, seine Frau los zu werden. Asta machte eine Andeutung — Die Baronin hob den Kopf und hielt mit Sprechen inne. Sie sah gerade in Elisabeths Augen, die weit geöffnet auf ihr ruhten. Hastig stand sie auf und veranlaßte die Freundin, daselbe zu tun.

Die arme junge Frau! sagte sie nachher zu ihrer Freundin. Wie elend sah sie aus! Ich möchte nicht, daß sie unser lustiges Geplauder weiter hörte!

Die kleine Gesellschaft aus der Klabunkerstraße kam wieder auf die Terrasse, und die Kinder hatten ihr Taschentuch voll Muscheln gesammelt. Dann folgte die Heimfahrt. Rotglühend versank die Sonne im Westen, und die graue Nebelwolke über Hamburg hatte rosenrote Streifen.

Als Elisabeth am nächsten Morgen zu Herrn Müller kam, saß er wie gewöhnlich in seiner Sofaecke und ließ sich vorlesen, wie immer. Die Unterhaltung zwischen ihm und der jungen Frau schien ganz vergessen zu sein. So ging es eine ganze Woche lang, und Elisabeth dachte kaum mehr an das, was der alte Mann ihr gesagt hatte. Da schrien eines Morgens die Zeitungsverkäufer das Wort: Extrablatt! auch durch die Klabunkerstraße, und auf Herrn Müllers Wunsch ging Elisabeth hinunter, um sich das Blatt zu erstehn. Es war meist nichts besonderes, was gemeldet wurde; heute aber war es ein Eisenbahnunglück in Frankreich.

Gottlob, nicht hier! sagte die junge Frau, als sie die schrecklichen Einzelheiten mit Widerstreben vorgelesen hatte.

Herr Müller erwiderte nichts. Aber er nahm die Brille von den Augen und sah starr vor sich hin.

Lauter Unschuldige! sagte er endlich. Wo bleibt die Gerechtigkeit?

Es war einige Tage später, als der alte Schlichter Elisabeth begegnete, wie sie gerade in die Lesezeitung ging.

Gutmütig nickte er ihr zu und hielt seinen Narren mit dem zähnefletschenden Tiras an.

Nu, Frau Wolfenradt, ist Herr Müller noch immer so langweilig? Ich kenn ihm ja nich mehr, weil daß er mein Milch schlecht fand, sonst könnt ich ihm was erzählen. Anton Bertram is tot. Hat ins Blatt gestanden. Mit den is Müller noch in die Schule gegangen. Er und sein Frau sind reiche Herrschaftens geworden und haben in Schina gelebt und wollen nu nach Hause, weil daß sie ja woll Heimweh kriegen. Und denn reisen sie über Frankreich, und denn fahren da

ein paar Zügens zusammen, und beide bleiben tot. Ist es nicht merkwürdig? Gerade wo sie nu ein hübschen Spaß von die Heimat und von ihr Geld haben wollen. Ich sag, Reichtum allein macht es nicht!

Schlüter stützte sich auf seine Wagendeichsel und fuhr sich jetzt mit dem Taschentuch übers Gesicht.

Verzählen Sie es man an Herr Müller, sagte er noch einmal. Es hat ins Blatt gestanden, und er kannt Anton Vertram gut.

Er rasselte weiter mit dem Karren, und Elisabeth entledigte sich ihrer Votschaft. Vorsichtig und tastend, weil es sie wie eine Ahnung beschlich; aber Herr Müller hörte sie schweigend an und erwiderte kein Wort. Dann las sie ihren Roman weiter und ging mit ihrem Honorar heim.

Spät am Abend wurde sie von Herrn Müllers Köchin zu ihm gerufen.

Er lag im Bett, und seine Augen glitzerten sie unruhig an.

Anton Vertram! flüsterte er. Er ist tot, und seine Frau auch. Das war einmal meine Frau, und ich habe sie lieb gehabt. Nun ist die Gerechtigkeit doch gekommen, Frau Wolfenradt! Ich mag sie aber nicht; ich will sie nicht. Es war meine Frau, und sie ist mir gestohlen!

Elisabeth versuchte ihn zu beruhigen; er achtete nicht auf sie.

Es war meine Frau, und ich habe sie lieb gehabt. Aber dann habe ich Gott gebeten, daß es ihr schlecht ergehn sollte. Dies aber wollte ich nicht. Ein solcher Tod — er schauderte. Plötzlich weinte er bitterlich und wurde erst ruhiger, als Elisabeth seine Hand faßte und leise auf ihn einredete.

Von dem Tage an blieb er bettlägerig; und wenn Elisabeth am Morgen kam, mußte sie an seinem Lager sitzen. Manchmal mußte sie ihm vorlesen; meistens aber sprach er jetzt. Von seiner schweren Jugend und den vielen Entbehrungen. Wie er, draußen im Osten, eine Frau gefunden hatte, die ihm die Falten von der Stirn strich und seine Sorgen teilte. Aber er war nicht immer freundlich. Er war mürrisch gewesen, unverträglich, tadelstüchtig. Und sein Schulfreund Anton, der plötzlich in derselben Niederlassung aufgetaucht war, konnte lachen und scherzen und verbreitete Sonnenschein, wohin er kam. — Bei dem Bankgeschäft, an dem Herr Müller einen bedeutenden Anteil hatte, und an dem auch Anton Vertram arbeitete, wurden große Unterschleife entdeckt. An dem Tage, wo der Aufsichtsrat zusammentrat, um eine Untersuchung anzustellen, war Anton Vertram verschwunden und mit ihm Herrn Müllers Frau. Sie schrieb ihrem Manne, sie könnte nicht mehr mit ihm leben, weil er ein Dieb sei. Er! — Der alte Mann stöhnte, wenn er an diese Anschuldigung dachte. Vom Aufsichtsrat wurde seine Unschuld nie bezweifelt; der Fehlbetrag wurde von allen gedeckt; auf die Verfolgung von Anton Vertram wurde verzichtet. Er tauchte dann später mit einer schönen Frau in Raskutta auf, und es ging ihm gut.

Herr Müller aber reiste bald heim und wurde der langweilige Herr Müller, der auf Gottes Gerechtigkeit wartete und sie nicht hatte entdecken können, bis jetzt nach zwanzig Jahren. Und nun war er auch nicht zufrieden und verwünschte sich selbst und seine heißen Borgebete.

Ich habe sie doch noch lieb gehabt, Frau Wolfenradt!

Das war beständig sein letztes Wort, und Elisabeth dachte an Wolf, und daß sie ihn immer noch liebe, daß sie nicht an ihm zweifle, und daß er ganz sicher bald wieder kommen müßte.

# 11

Es war gegen Ende November, und durch Hamburgs Straßen segte ein schneidender Ostwind. Der Himmel hing grau und bleiern über den rauchgeschwärzten Häusern, und die Italienerin, die ein mit allerlei buntem Weihnachtstand behängtes Gestell durch die Straßen trug, preßte ihre roten Lippen aufeinander und versuchte, ihre dünnen Röcke gegen den Wind zu schützen. Wenn aber der Sturm einen Augenblick Atem schöpfte, dann strich sich die Tochter des Südens die schwarzen

Haare aus der Stirn und rief mit gellender Stimme: Zäh'n Jänige das Schtick, zäh'n Jänige!

Asta von Wolfenradt sah die Frau vor sich herwandern, und ihr fiel plötzlich ein, daß Weihnachten nur noch ein paar Wochen entfernt war. Sie hatte wenig an das bevorstehende Fest gedacht. In frühern Jahren hatte es Strickabende bei der Abtissin gegeben; aber in diesem Herbst war die alte Dame viel kränklich gewesen, und ihr sonst so gastliches Haus war für jedermann verschlossen. Gräfin Eberstein aber hatte wohl keine Lust gehabt, diese Strickabende zu übernehmen.

Es war ein böser Herbst gewesen. Die Influenza hatte sich in Wittekind eingemischt, und fast alle Damen waren mehr oder weniger von der tödtlichen Krankheit befallen worden. Auch Asta hatte einige Wochen lang mit einem schrecklichen Uebelbefinden gekämpft, und ihr Bruder Wolf mußte denselben Zustand durchmachen. Er arbeitete jetzt zwar wieder auf der Post und half gelegentlich dem noch immer kränkenden Mendanten bei den Klostergeschäften; aber er litt unter einer allgemeinen Verstimmung und Müdigkeit, die für seine Schwester etwas Niederdrückendes hatte. Gerade sie bedurfte der Aufheiterung. Betty Eberstein war die einzige Stiftsdame, die von der abscheulichen Krankheit verschont geblieben war. Sie regierte das Kloster, als wäre sie schon dessen Abtissin; sie hatte schon verschiedene Neuerungen eingeführt, sie verhandelte mit dem Klosterpächter, als wäre sie seine Herrin, und bei der letzten Auszahlung der Stiftsdameneinnahme hatte sie jeder Konventualin einen beträchtlichen Abzug gemacht, um, wie sie sagte, eine größere Summe zur Verschönerung des Klosters verwenden zu können.

Die meisten Damen sagten nichts dazu; sie wußten, daß Gräfin Eberstein im nächsten Jahre die Zügel der Regierung ganz und gar in die Hände bekommen würde, und vielen war es auch ganz bequem, regiert zu werden. Aber Asta litt bei alledem mehr, als sie sich selbst eingestand. Betty und sie sprachen nach ihrer letzten Unterredung nur das Notwendigste miteinander; die Gräfin Eberstein behandelte ihre einstige Jugendfreundin mit kühler Geringschätzung.

Da war es verständlich, daß sich Asta aus diesen unangenehmen Empfindungen in eine andre Gedankenwelt rettete, und daß sie vor allem wieder darüber nachdachte, wie sie Wolf helfen könnte. Er mußte sich von Elisabeth scheiden lassen und Adele Manska heiraten; das stand bei ihr fest. Sie liebte Frau von Manska, und sie war überzeugt, die Freundin würde ihren Bruder glücklich machen. Dazu würde ihr Reichthum ihn in ein andres und standesgemäßes Leben führen.

Aber Wolf war lässig geworden, verdrießlich und müde. Die Influenza saß vielleicht noch in ihm. Wenn er zu Asta kam, hatte er keine Lust zur Unterhaltung, und wenn sie von ihren Vorschlägen zu sprechen begann, konnte er sogar grob werden. Es war klar; ihm war die Energie verloren gegangen, jemand anders mußte kommen und ihn in den Sattel setzen, dann würde er schon wieder reiten können. Deshalb hatte sich Asta kurz entschlossen, sobald es ihre Gesundheit erlaubte, nach Hamburg zu reisen. Sie hatte zwar niemals nach Elisabeth gefragt; jetzt aber wollte sie der unerquicklichen Geschichte ein Ende machen. Sie wollte die junge Frau auffuchen, ihr alles auseinanderlegen und sie darum bitten, Wolf freizugeben. Aus ihrer Jugendzeit her lebten in Asta noch romantische Gedanken. Eine Frau, die ihren Mann liebte, mußte ihn jederzeit freigeben, sobald sie erfuhr, daß es ihm ohne sie besser gehn würde. Es sollte Elisabeth kein Schade daraus erwachsen. Wenn sie sich willig zeigte, Astas Verlangen zu erfüllen, wollte Fräulein von Wolfenradt dafür sorgen, daß sie sich eine anständige Existenz gründen könnte. Adele Manska hatte ein edles Gemüt; sie würde schon einspringen, und Asta würde tun, was in ihren Kräften stand. Während Asta durch Hamburgs Straßen wanderte, war es ganz angenehm, mit diesen Plänen beschäftigt zu sein. Der kalte Wind blies hinter ihr her, und sie freute sich über ihn; es kam ihr vor, als wehte in Wittekind niemals ein Wind. Die Luft blieb auf derselben Stelle, und die Gedanken taten es auch. Wohin Asta hier sah, war Leben und Bewegung. Von den vornehm

ausgestatteten Läden, auf denen der poetische Hauch des kommenden Festes ruhte, bis zu dem verflorenen Straßenjungen, der Hampelmänner verkaufte; von den lebhaften und freundlichen Gesichtern einer Gesellschaft älterer Herren, die eifrig miteinander sprachen und in ihrer ganzen Erscheinung den Eindruck der verkörperten Intelligenz machten, bis zu dem mit Paketen beladenen Boten eines großen Geschäftshauses. Hier pulsierten Gedanken und Pläne; hier regierten eiserner Fleiß, weit-schauende Voraussicht, und wie Asta jetzt durch Geschäftsstraßen ging, blieb sie manchmal stehn und sah um sich. Sie war in der Anschauung erzogen, daß der Kaufmannsstand etwas Untergeordnetes sei; hier beschlich sie die Ahnung, daß es leichter sein mochte, auf ererbtem Besitz zu haufen und ererbte Vorteile ohne Anstrengung zu genießen, als ein Kaufmannsfürst zu werden und seine Gedanken in die entferntesten Länder zu senden, immer zu wagen, hier zu gewinnen, dort zu verlieren, immer weiter zu streben, zu versuchen und zu arbeiten.

Arbeiten — Asta wiederholte das Wort, während gerade eine Dampfpeife nach der andern ihren schrillen Laut ertönen ließ, als die Straße plötzlich voll wurde von Arbeitern jeder Art, von beruften und unberuften, von riesigen Schauerleuten und leicht gebeugten Kohlenträgern, von halbwüchsigen Knaben mit dem Arbeitskittel und alten Männern, die dieselbe Kleidung trugen.

Asta hatte sich im Gewirr der Straßen verwirrt; obgleich sie den Namen Elisabeths im Adreßbuch gefunden und ein majestätischer Oberkellner ihr mit Erstaunen auf dem Stadtplan die Lage der Klabunkerstraße erklärt hatte, so war sie nun doch gerade um zwölf Uhr in die Nähe des Hafens gekommen. Sie bereute es nicht. An einen eisernen Pfahl der elektrischen Bahn gelehnt, sah sie in das Gewühl vor sich und dachte dann an die stille Behaglichkeit ihres eignen Lebens. Und es war ihr, als käme auch über sie wieder die Kraft, fleißig und mutig zu sein. Sie wollte schon mit der Frau, die ihren Bruder bestrickt hatte, fertig werden.

Bald darauf war sie in der Klabunkerstraße. Hier waren nicht so viel Arbeiter wie am Hafen; aber hier und dort kam einer mit schweren Schritten und fröhlichem Gesicht die Straße herab; Kinder liefen ihm entgegen, oder er blieb stehn und sah einem Verkäufer zu, der vor seinen Augen ein Spielzeug tanzen oder laufen ließ.

Asta achtete nicht auf die spitzebligen Häuser, auf den Rest von altväterlicher Behaglichkeit, der über dieser Gegend ruhte, sie sah nach den Hausnummern und suchte nach der Paulinenterrasse. Dann aber blieb sie mit einem Gefühl des Unbehagens stehn; um sie herum war es lebhaft geworden. Auf den Beischlägen hockten Kinder und Frauen, und auf der Fahrstraße drängte sich eine Anzahl von Menschen um einen Leichenzug. Ein schwarzer Wagen mit schwankenden Federbüschen und schwarzbehängten Pferden kam ihr entgegen, und voran eine Anzahl jener altfränkisch gekleideten Männer mit Degen und schneeweißen Kragen, die in Hamburg reitende Diener genannt werden und bei keiner feierlichen Beerdigung fehlen dürfen. Asta wurde von einer Anzahl von Kindern gegen ein Haus gedrückt; sie traten auf ihr Kleid, rissen ein Loch hinein und liefen ohne Entschuldigung weiter. Der Wagen aber schwankte vorüber, und die zuschauenden Frauen und Kinder verschwanden allmählich.

Gott, Madamm, was'n Loch in Ihr Kleid! sagte eine freundliche Stimme zu Asta. Kommen Sie man ein büschen ein in mein Laden, ich näh es Sie gleich wieder. Ja, was die Kinder's sind, die sind immer außer Rand und Band, wenn ein Leichenwagen zu sehen kommt. Als passierte das nich alle Tage, und als wär das nich auch unser letzter Wagen. Kommen Sie man ein, Madamm; ich kurrer den Schaden in ein Momang. Wosor bin ich denn Madamm Heinemann von die Klabunkerstraße und hab den holländschen Warenladen. — Nu, klein Zella, mach ein büschen Platz!

Die letzten Worte waren an ein kleines Mädchen gerichtet, das auf dem einzigen Stuhl in Madame Heinemanns Laden saß und mit strahlenden Augen die Eintretenden betrachtete.

Das war aber fein, Tante Heinemann, sagte sie. Oh, was für'n feiner Sarg!

Madame Heinemann wischte sich die Augen.

Den hat er auch verdient, klein Deern, das wirft noch gewahr werden. Und nun geh nach oben, mein Zella. Wo Onkel Louis sein Stube hat.

Ich will zu meinem kleinen Bruder! erwiderte Zella. Meinem süßen kleinen Bruder!

Noch nich, klein Deern, noch nich. Vielleicht morgen! Nu geh man! Ach, Madamm, verschuldigen Sie!

Mit sanfter Gewalt schob sie die Kleine aus der Zimmertür, die nach dem innern Hause führte, und Asta mußte sich setzen. Ihr ganzer Rocksaum war ihr abgetreten worden, und die gute, gefällige Frau erschien ihr wie eine Hilfe in der Not. Dennoch sah sie sich fast ängstlich in diesem kleinen Laden um, wo ein Petroleumofen brannte, und wo es nach vielen merkwürdigen Dingen roch.

Ein niedliches Kind! sagte sie, als sich die Tür hinter Zella geschlossen hatte; und als Frau Heinemann ihre Arbeit damit begann, daß sie ihren Fingerhut nicht finden konnte.

Nich, Madamm? Son süße kleine Deern und fors Geschäft wie geschaffen. Sie kann schon Stecknadeln verkaufen. Abersten nu wird sie das nich mehr nötig haben. Na, ich freu mir, ganzen gewiß, freu ich mir; und wenn ich an ihr Mutter denk, ihr Schwester und den süßen kleinen Jungen, denn sag ich, Gott hat allens wohlgemacht. Der Jung is ja ein klein hüßchen zu früh gekommen, was ja nich zu verwundern is, weil sein Mutter die Pflege von Herr Müller hatt, und denn vielleicht noch Sorgens. Gott, Madamm, die haben wir ja all, und mich deucht, unser Herrgott is ganzen verständig, daß die Sorgens nich aus die Welt kommen; abersten die klein Frau Wolfenradt konnt ihnen nich gut gebrauchen! So, Madamm, nu setzen Sie sich man so, daß Sie auf Ihren Unterrock zu sitzen kommen; denn hab ich das Kleid in meine Gewalt!

Der Fingerhut war gefunden worden, und Madame Heinemann nähte eifrig.

Welchen Namen nannten Sie? fragte Asta.

Die Luft im Laden war schlecht; sie sprach beinahe gedankenlos.

Wolfenradt, Madamm. Sie is eine Frau Baronin, und ihr Mann is all lange weg. Ich frag nich nach ihm; ne, das tu ich nich; ich sag immer, Hedwig, was nich deines Amtes is, da laß deinen Fürwitz von. Die klein Frau hat es aber nich gut gehabt. Sie gab ja Stundens, und bei Herr Müller verdiente sie vier Mark den Tag; aber da waren die zwei kleinen Deerns, und in die letzte Zeit mocht sie nich mehr recht ausgehen. Abers was Herr Müller is, den hat sie zu Tode gepflegt. Er war ein langweilligen Kerl, und fein ein mocht ihm leiden; und was mit ihm in China passiert is, das kann ich nich sagen. Abersten fünfhunderttausend Mark hat er in Vermögen gehabt, und Frau Baronin Wolfenradt hat allens geerbt. Gestern, einen Tag vor seine Beerdigung is das Testament offen gemacht worden, und da hat es ein gestanden. Gerade an denselben Tag, wo Frau Wolfenradt den kleinen Jung kriegt — is das nich merkwürdig? Sie is noch sehr schwach, und sie weiß nix von die ganze Geschichte. Der Rechtsanwalt sagt, das macht nix; sie kriegt das früh genug zu wissen — und was mein Schwester Rosalie is — sonst nährt sie, aber nich pflegt sie bei Frau Wolfenradt —, die meint, wenn sie man bloß wüßt, wo der Mann wär, denn wollt sie ihm Bescheid sagen. Weil die klein Frau früher so viel Sehnsucht nach ihren Mann hatt, und der doch woll von allens Bescheid wissen muß. Sie kann aber nich nach die Adresse fragen, weil Frau Wolfenradt noch an nix denken und sich um nix quälen soll. Was der Doktor is, der will es nich! Er sagt, sie is schrecklich schwach!

Während Madame Heinemann unaufhaltsam redete, nähte sie zugleich mit großer Behendigkeit. Nun nahm sie einen neuen Faden und sah in Asters starres Gesicht.

Fehlt Sie was, Madamm? fragte sie besorgt. Sie beswiemeln mich doch nich?

Asta schüttelte den Kopf.

Gewiß nicht! Es ist nur die Hitze hier! Sie sind sehr freundlich!

Dann nahm sie sich mit einem Ruck zusammen.

Fünfhunderttausend Mark! murmelte sie.

Is es nich großartig? Mehr, als man in die Lotterie gewinnen kann! Wer hätt das von den langweiligen Herrn Müller gedacht, wo er doch immer so unfreundlich war und nix ausgab und mit keinen Menschen schnackte? Wahr aber is es. Was mein Louis is, der hat selbst mit den Rechtsanwalt gesprochen, weil der doch nix von den kleinen Zungen bei Frau Wolfenradt wußte und sie partuh besuchen wollt. Und darum is mein Louis, was mein Sohn is, er is Kunstmalers, Madamm, auch mit bei die Beeridigung gewesen, und Pastor Behrmann hat herrlich geredet. Wie er das immer tut und es nich anders kann. — Und furchbar viele Leute aus die Klabunkerstraße, die sich sonst nix aus Herrn Müller machen, sind bei die Beeridigung gewesen, und ich hab auch ein Kranz geschickt und —

Die Tür ging auf, und Zella erschien auf der Schwelle.

Onkel Louis ist gar nicht in seinem Zimmer, Tante Heinemann! sagte sie vorwurfsvoll.

Ach, mein klein Süße, ich hatt ja vergessen, daß er mit Onkel Müller sein Sarg is, sei man nich böß, klein Deern!

Zella war nicht böse. Sie fuhr sich über ihre blonden Haare, und als in diesem Augenblick ein Dienstmädchen in den Laden trat, ging sie ihr mit einem Knicks entgegen.

Guten Tag, Fräulein? Was ist gefällig? Darf ich Ihnen bedienen?

Kann sie es nich prachtwoll? flüsterte Madame Heinemann entzückt. Ganzen wie geboren for den Laden! Bloß daß sie es nu nich nötig hat. Denn nu wird Frau Wolfenradt wieder ne Baronin, und klein Zella is ein Baronesse. Ach Gott ja, freuen tu ich mir; abersten wenn ich denk, daß die süßen Kinderz nu auch weg kommen — Frau Heinemann wischte sich die Augen. Allens, wie Gott will, Madamm, und Herr Müller hat es natürlicherweise gut gemeint! Jawoll, Fräulein, ich hab die echten englischen Strumpfsänderz, warten Sie man ein Momang!

Die letzten Worte richtete Frau Heinemann an das Dienstmädchen, während sie zugleich die Arbeit an Asters Rock beendet hatte.

Mit freundlichem Is gern geschehen! lehnte sie jede Belohnung ab; als die Stiftdame jedoch ein Markstück auf den Ladentisch legte, nahm sie es ohne Hitzerei. Asta handelte ganz mechanisch. Sie stand jetzt auf der Klabunkerstraße und suchte ihre Gedanken zu sammeln, und dann machte sie unwillkürlich wieder einen Schritt dem eben verlassenen Laden zu, wo ein Sprößling des freiherrlichen Geschlechts der Wolfenradt vor einem Dienstmädchen knickte und nach ihren Befehlen fragte. Asta hatte selten an Wolfs Kinder gedacht. Seit sie auf dem Kloster lebte, kam sie höchstens einmal mit Tagelöhnerkindern in Berührung, und auch das nur selten. Wenn sie an Wolfs Heirat dachte, dann war es die Frau, deren Geschick sie beschäftigte, daß auch blauäugige blonde Kinder dazu gehörten, war ihr entfallen. Und eben noch war ein Knabe geboren worden, ein kleiner Wolfenradt — ihres Bruders Sohn und ihr leiblicher Nefte.

Aber Asta wandte sich nach kurzem Zögern zum Weitergehn und stand gleich darauf vor dem Torweg, an den mit verwaschnen Buchstaben Paulinenterasse geschrieben war. Noch einige Schritte, und sie sah vor sich ein düstres, langes viel-fenstertriges Haus. Kleine Haustüren mit schmalen, in die obern Stockwerke führenden Treppen, ausgetretne Stufen, blinde Fensterscheiben, abgefallner Puz und all-gemeine Verwahrlosung. Auf dem Hofe spielten Kinder; Frauen zankten sich, und von allen Seiten kamen Essenzgeruch und Kohlenqualm.

Asta Wolfenradt hatte noch niemals eine Proletarierwohnung in der Großstadt gesehen, nun stand sie vor ihr und betrachtete sie mit Schauder. Also hier hatten Wolfs Kinder gelebt, hier war sein Sohn geboren worden. Und wie das Menschen-

herz wunderbarlich ist, so vergaß sie plötzlich die Frau und dachte nur an die Kinder und die Pflichten, die der Vater ihnen gegenüber hatte; die Frau wurde ihr gleichgültig; die Kinder mußten aus dieser Umgebung gerettet werden. Wie war es möglich, daß Wolf sie vergessen konnte?

Mit eiligen Schritten verließ sie die Paulinenterasse und die Alabunterstraße, um sich zum nächsten Telegraphenamt zu begeben. Hier, als sie das Formular vor sich hatte, auf dem sie ihren Ruf nach Wolf schreiben wollte, fiel ihr erst wieder ein, weshalb ihr Bruder schon ganz notwendig kommen mußte. Sie ließ die Feder sinken und suchte ihre Gedanken noch einmal zu sammeln. Fünfhunderttausend Mark hatte die Frau gesagt.

Mit einem Seufzer der Befriedigung schrieb Asta die Adresse. Nun war der Dovenhof für Wolf und die Kinder gesichert.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Reichsspiegel

Deutschland und der ostasiatische Konflikt. Ob die Ratschläge, denen Japan gefolgt ist, als es den Interessenkonflikt mit Rußland auf die Spitze trieb, ihm zum Heile gereichen werden, ist eine Frage, die nur der Erfolg beantworten kann. Der Ausgangspunkt dieser Politik ist der am 30. Januar 1902 geschlossene englisch-japanische Bündnisvertrag.\*) Aus Artikel 5 dieses Vertrags geht hervor, was auch durch manche andre Anzeichen bestätigt wird, daß Japan im engsten Einvernehmen mit England handelt. Der englisch-japanische Vertrag wurde geschlossen in dem Augenblick, wo sich der Krieg in Südafrika zwar entschieden zum Vorteil Englands gewandt hatte, aber sein Ende noch keineswegs nahe schien, als ferner die Verhältnisse in Irland von neuem einen bedenklichen Charakter anzunehmen drohten, und als der Kriegsminister im Unterhaus erklärte, die Rekrutierung des letzten Jahres habe nur 45 000 Mann ergeben, offenbar sei England an der Grenze der Rekrutierungsmöglichkeit angelangt. Dazu hatte der finanzielle Aufwand eine nicht unbedenkliche Höhe erreicht. Aber so ernst das Jahr 1902 für Großbritannien begonnen hatte, so erfreulich war sein Verlauf. Das Bündnis mit Japan war der Anfang der Wendung; Ende März begannen die Verhandlungen mit den Buren, und am 1. Juni konnte der König in einer Botschaft an das englische Volk die Beendigung des Kriegs in Südafrika ankündigen. Drei Tage vorher hatte die Regierung im Unterhause mitgeteilt, daß seit April 1901 für die Flotte fünfunddreißig Schiffe fertiggestellt, fünfundsiebzig noch im Bau seien, darunter vierzehn Schlachtschiffe und vierundzwanzig Panzerkreuzer. Während wir in Deutschland „Schiffe“ bauten, baute England „Flotten.“

Ein Krieg Japans gegen Rußland gehört zweifellos in die Kategorie der Präventivkriege, vor denen Fürst Bismarck wiederholt gewarnt und gegen die er sich im Reichstage sowohl als auch in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ mit großer Bestimmtheit ausgesprochen hat. Japan bricht heute diesen Krieg vom Baun, weil es glaubt, augenblicklich zu Lande und zur See besser gerüstet zu sein als Rußland, und weil es die Vollendung der russischen Rüstungen nicht abwarten will. Daß es hierin im vollen Einvernehmen mit England handelt, steht schon nach dem Bündnisvertrage fest. England wirft den Russen in Asien den japanischen, in Europa den makedonischen Knüppel zwischen die Beine. In dem Augenblick, wo die Krieg Flamme in Asien aufleuchtet, sehen wir auf der Balkanhalbinsel wieder alle die bekannten Elemente an der Arbeit, in das mühsam unterdrückte Feuer zu blasen.

\*) Siehe den ersten Artikel dieses Heftes.